

Werner Zanier

Der spätlatène- und frühkaiserzeitliche Opferplatz auf dem Döttenbichl südlich von Oberammergau.

Veröffentlichungen der Kommission zur vergleichenden Archäologie Römischer Alpen- und Donauländer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften/Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Band 62/1–3

München, Verlag C. H. Beck, 2016

830 S., mit 256 Abbildungen und 165 Tabellen im Text, 106 Tafeln und 5 Beilagen

ISBN 978-3-406-10763-4

Mit den drei voluminösen Bänden zum Döttenbichl bei Oberammergau hat W. Zanier nicht nur einen der spannendsten bayerischen Fundplätze der letzten Jahrzehnten in bravuröser Akribie bearbeitet, sondern auch eine Arbeit vorgelegt, die in vielen Belangen Neuland betritt und in sich das Potenzial birgt, als ein methodisches Standardwerk rezipiert zu werden. Die große Bedeutung der Publikation besteht darin, dass es Zanier gelungen ist, ein Fundareal auszuwerten, in dem zahlreiche Funde unter Einsatz von Metallsonden geborgen und dokumentiert wurden, sich bei systematischen Grabungen aber im Verhältnis dazu so gut wie keine archäologischen Befunde nachweisen ließen. Solche „off-site“-Fundareale sind für die Archäologie eine vergleichsweise neue Herausforderung, deren Entdeckung direkt verbunden ist mit dem Aufkommen systematischer großflächiger Prospektionen unter Einsatz von Metallsonden seit den 1980er-Jahren. Ein vergleichbares Projekt stellen die Untersuchungen in Kalkriese dar, die aber noch nicht zum Abschluss gekommen sind, wie die jüngsten Neufunde und die davon ausgelöste Infragestellung bisheriger Arbeitsergebnisse zeigen. Ein weiterer Fundplatz, der viele Parallelen aufweist, ist das Harzhorn in Südniedersachsen. Bei diesen Plätzen handelt es sich in den meisten Fällen um Schauplätze militärischer Auseinandersetzungen, was aber nicht zwangsläufig immer gelten muss oder, wenn die zugehörige historische Überlieferung fehlt, erst mühsam zu beweisen ist. Deshalb sollte man Projekte wie das am Döttenbichl nicht vorschnell unter dem trendigen Begriff der „Schlachtfeldarchäologie“ laufen lassen: Gerade W. Zaniers Studie zeigt, wie kompliziert der Weg bis zu einer ereignisgeschichtlichen Interpretation ist und wie viele verschiedene Betrachtungsebenen zu berücksichtigen sind.

Die archäologischen Untersuchungen am Döttenbichl (mit den benachbarten Fundarealen Kälberstein und Ambronplatte) südlich von Oberammergau wurden 1991 ausgelöst durch Fundmeldungen eines Metallsondengängers und führten zu mehreren Prospektions- und Grabungskampagnen bis 1997, seit 1994 ergänzt durch Parallelarbeiten auf dem ebenfalls topografisch markanten Fundplatz „Unterer Kasten“ 3,2 km nordöstlich des Döttenbichl. 2010 kamen dann noch einmal durch weitere Neufunde ausgelöste Untersuchungen am benachbarten Rainenbichl hinzu. In seinem Vorwort beschreibt Zanier, warum seit dem ursprünglichen Abschluss der Feldarbeiten bis zum Erscheinen der Publikation nahezu zwanzig Jahre vergingen – was angesichts der Qualität der jetzt erschienenen Bände kaum erstaunt und mit Blick auf vergleichbare Projekte auch keiner Entschuldigung bedarf. Impionierend ist die Auflistung der an dem Projekt Beteiligten, worunter die Mitarbeit des pensionierten Leiters des Berliner Rathgen-Forschungslabors in Berlin, dem kürzlich verstorbenen Josef Riederer, der seit 2004 in Oberammergau lebte, ein besonderes Highlight ist (S. 15). Berührend sind die sehr persönlichen abschließenden Sätze der Einleitung. Dass sich Kraft, Aufwand und Mühe gelohnt haben, die W. Zanier in dieses Projekt investiert hat, steht jedoch außer Zweifel.

Am Anfang steht zunächst eine eingehende topografische Darstellung des engeren Arbeitsgebietes, dem Oberen Ammertal. Der Döttenbichl ist ein markanter, heute bewaldeter Kalkhügel direkt im Durchbruch der Ammer durch die gleichnamige Gebirgskette zwischen Oberammergau und Ettal. Im Norden und Süden schließen sich ausgedehnte Moorgebiete an, so dass sich hier ein verkehrsgeographischer Zwangspunkt erster Güte abzeichnet und damit eine Position, die jedem mit den Strategien des asymmetrischen Krieges Vertrauten sofort ins Auge springt. Die komplexe Geländesituation mit den bereits angesprochenen weiteren Fundplätzen wird gründlich beschrieben und mit Geländefotos, Karten, Skizzen und Luftbildern dargestellt (S. 19–36). Abgesehen von zwei herausragenden alt geborgenen Einzelfunden (ein Negauer Helm und ein römischer Prunkdolch) ist die Region relativ arm an vorgeschichtlichen und römischen Funden. Die Bedeutung des Ammertals als schnellste Verbindung zwischen dem heutigen Garmisch-Partenkirchen und Augsburg in römischer Zeit ist unklar.

Mit einer ausgebauten Straße ist jedoch nicht zu rechnen, es dürfte sich eher um eine Nebenstrecke, vielleicht um einen Saumpfad gehandelt haben (S. 46–54).

Ausführlich werden im Folgenden die Entdeckung der ersten Funde auf dem Döttenbichl und das daraus entwickelnde Forschungsgeschehen geschildert (S. 55–155). Zum Zeitpunkt der ersten Fundmeldung 1991 lagen bereits 45 Metallobjekte vor, davon etwa die Hälfte aus Bronze. Bei den Eisenobjekten handelte es sich um ungewöhnlich große und in der Metallsubstanz gut erhaltene Stücke. Beides zusammen lässt auf die Suchstrategie des Sondengängers schließen. Bereits bei den ersten Eisenfunden wurde eine auffällige Brandpatina beobachtet, die für die abschließende Beurteilung des Fundplatzes eine zentrale Rolle spielt. Da neben sechs römischen Münzen fast die Hälfte der Funde aus römischen Militaria bestand, war der erste Eindruck der einer raetischen Siedlung, die während des Alpenfeldzuges 15 v. Chr. im Zuge eines römischen Angriffs in Flammen aufgegangen war (S. 61). Bei den Grabungen ab 1992 wurden zahlreiche Metallobjekte, jedoch nur wenig Keramik geborgen und keine Befunde festgestellt. Beeindruckende Ergebnisse lieferten die systematischen Sondenprospektionen: Bereits im ersten Jahr wurden mehr als hundert römische Pfeilspitzen geborgen (S. 62). Gleichzeitig entstanden auch angesichts der starken Zerklüftung des Geländes Zweifel an seiner Nutzung als Siedlung (S. 63). Zwei Interpretationen des Fundplatzes wurden zu diesem Zeitpunkt (1992) entwickelt: (1) Die einer nur im Bedarfsfall von Kriegern besetzten starken strategischen Position, um den Zugang zu den nördlichen Siedlungsgebieten gegen Angreifer aus dem inneralpinen Bereich zu schützen, und (2) den als einen Brandopferplatz (S. 63–64), der 15 v. Chr. zum Schauplatz eines römischen Angriffs wurde. Wegen der auffallenden Brandpatina an vielen Eisenfunden setzte sich die zweite Interpretation schon bald durch.

Nachdem sich 1993 die Zahl der römischen Angriffswaffen weiter erhöht hatte, wurden die möglichen Interpretationen weiter verfeinert: (1) kultische Niederlegung erbeuteter Waffen durch eine einheimische Bevölkerung in ihrem Heiligtum, (2) Spuren eines römischen Angriffs auf ein einheimisches Heiligtum, (3) kultische Niederlegung ihrer eigenen Waffen durch römische Soldaten in einem einheimischen, raetischen Heiligtum. Weitere Grabungsergebnisse wie ein Fundbereich mit zahlrei-

chen kalzinierten Knochen und ca. 700 Glasperlen führten dazu, dass ab 1997 nur noch eine etwas modifizierte Version des Interpretationsmodells 1 vertreten wurde, also ein Gefecht zwischen Römern und einer einheimischen Bevölkerung irgendwo in der Umgebung von Oberammergau, von dessen Schauplatz nach dem Abzug der Römer zahlreiche Waffen abgesammelt und in einem einheimischen Brandopferheiligtum niedergelegt wurden (S. 66–67). Man muss W. Zanier sehr dankbar dafür sein, wie er das Ringen um eine Interpretation der ungewöhnlichen Funde am Döttenbichl transparent und nachvollziehbar beschreibt – ein besonderer Akt wissenschaftlicher Redlichkeit, von man sich wünscht, dass er Schule macht.

Auf S. 69–71 wird die Vorgehensweise bei den umfangreichen Metallsondenprospektionen dargestellt, die angesichts der schwierigen Geländesituation eine große Herausforderung darstellten. Manchmal war es erforderlich, vor den Prospektionen Althölzer, zu dicke Nadelschichten und störenden Bewuchs zu entfernen (S. 70). Eingesetzt wurden technisch hochwertige Sonden ohne Filter und Diskriminatoren, so dass grundsätzlich auch kleine Objekte geortet wurden – also die archäologisch gesehen sorgfältigste, aber auch mit dem höchsten Aufwand verbundene Vorgehensweise. Immer wurde versucht, die georteten Objekte vor der Bergung und Einmessung in situ zu dokumentieren, was aber bei kleineren Gegenständen wie z. B. Pfeilspitzen nur selten gelang (S. 71), obwohl zusätzlich sog. „Pin-Pointer“ eingesetzt wurden. Angesichts der Tatsache, dass allein am Döttenbichl ca. 2,4 ha systematisch prospektiert wurden, kann man den bayrischen Kollegen zu ihrer überlegten und systematischen Vorgehensweise nur gratulieren. Sehr wichtig sind Zaniers Hinweise auf die Faktoren, die die Auffindungswahrscheinlichkeit von Funden bedingen und dazu führen, dass eine lückenlose Bergung aller Funde wohl nie erreichbar sein wird. Rez. möchte hier aus eigener Erfahrung noch eine Faktor ergänzen: Die Hörleistung des jeweiligen Sondengängers vor allem in den höheren Bereichen. S. 72–80 ist dem leidigen Thema des auch am Döttenbichl beobachteten illegalen Absuchens mit Metallsonden gewidmet, wobei immerhin nicht wenige Funde nachträglich gemeldet und dem Autor übergeben wurden. Deren schlechtere Dokumentation und manchmal auch nicht eindeutige Provenienz schränkt die Aussagekraft dieser Objekte als historische Quellen natürlich ein. Die ausführlich

geschilderten Kontakte zwischen dem Autor und verschiedenen, oft nicht aus der Anonymität herausgetretenen Sondengängern sind zumeist deprimierend bis hin einer gut erhaltenen dreiflügeligen Pfeilspitze, die umgearbeitet als Ohranhänger der Lebensgefährtin des Finders endete (s. S. 78). Entsprechend ambivalent fällt auch Zaniers Gesamtwertung des Potenzials von Metallsonden in der Archäologie aus: Im Rahmen eines systematischen Einsatzes ist sie eine große Hilfe, während illegaler Sondengängerei mit krimineller Energie kaum beizukommen ist. Völlig zu Recht zieht er das Fazit, das eine systematische archäologische Prospektion nur sinnvoll ist, wenn für den Fundplatz eine akute Gefahr besteht, der Fundplatz reich an Metallfunden ist und diese knapp unter der Oberfläche im obersten Humusbereich liegen (S. 81). Und zu beherrzigen ist sicher Zaniers abschließender Satz: *„Die Wissenschaft kann durch klugen und kontrollierten Gebrauch von Metallsonden künftig zweifellos noch viel profitieren – wenn sie nur will“* (S. 84).

Großflächige Prospektionen müssen zwingend durch konventionelle archäologische Grabungen ergänzt werden. Die auf dem Döttenbichl und den übrigen Fundbereichen angelegten Grabungsschnitte werden systematisch vorgelegt und ausgewertet (S. 89–115). Erstaunlich sind die zahlreichen dabei noch geborgenen Metallobjekte, während die Ausbeute an Keramik oder Knochen in der Regel gering blieb. Eindrucksvoll sind besonders die Ergebnisse aus dem gerade einmal 8 × 2 m großen Schnitt 9 mit u. a. nicht weniger als elf dreiflügeligen Pfeilspitzen, 20 Bronzeblechfragmenten und drei Fibelfragmenten. Die Schnitte erhärten die Vermutung, dass auf dem Döttenbichl keine raetische Siedlung vorliegt, weil klassische Siedlungsbefunde wie Pfostenlöcher oder Siedlungsgruben ausblieben. Mehrmals wurden Objekte wie Lanzenspitzen oder auch ein römischer Dolch in situ dokumentiert, wobei sich der Eindruck einer Vergrabung in flachen Mulde oder einer intentionellen Überdeckung mit Steinen ergab. Auch der zu einer kleinen Grabungsfläche erweiterte Schnitt 16 lieferte bei einem spektakulären Fundmaterial von über 700, meist verbrannten Glasperlen und 989 kalzinierten Knochen, von denen unter den bestimmbar menschliche bei weitem überwiegen (S. 118–149), keine Befunde. Dennoch handelt es sich offenbar um die Reste einer Brandbestattung, vermutlich von zwei Individuen, wobei die eigentliche Verbrennung an einem anderen Ort stattfand und auf dem Döttenbichl

nur die aus dem Scheiterhaufen ausgelesenen Reste ausgestreut wurden – eine eisenzeitliche alpine Bestattungstradition, die aber auch in Norddeutschland ähnliches findet. Insgesamt haben gerade die Ausgrabungen Indizien für einen Brandopferplatz erbracht, während die Prospektionsfunde für sich genommen eher auf ein kriegerisches Ereignis deuten. Archäologische „harte“ Schnitte sind also unerlässlich zum Verständnis von Prospektionsfunden und ein wichtiger methodischer Bestandteil derartiger Forschungen.

Das Hauptkapitel (S. 156–495) ist der Analyse des Fundmaterials gewidmet. Das besondere Problem bei der Auswertung von Fundplätzen wie dem Döttenbichl besteht darin, dass, weil alle Objekte ohne Befundzusammenhang geborgen wurden, immer wieder deren Datierung im Einzelnen geprüft werden muss. Es geht also darum, aus einem Gesamtfundbestand, der Material quer durch alle Zeiten umfasst und natürlich besonders viele neuzeitliche Funde, die des ausschlaggebenden Horizontes herauszufiltern. Die große Menge der Funde, die nicht dazu gehört, wird nach einem der englischen Schlachtfeldarchäologie entlehnten Begriff als „Hintergrundrauschen“ bezeichnet, der von Zanier leider nicht verwendet wird. Deshalb ist die Fundmaterialanalyse bei der Bearbeitung solcher Fundplätze immer sehr aufwendig. Allerdings scheint im Fall der Döttenbichl-Publikation dieser Teil dann teilweise doch etwas überproportional ausgefallen zu sein und es ist im Rahmen dieses Projektes sicherlich nicht erforderlich, Objektgruppen, die am Fundplatz mit nur einem oder wenigen Belegen vorliegen, mit dem Anspruch auf Vollständigkeit quer durch Mitteleuropa zu erfassen und zu kartieren (z. B. der Sprossengürtelhaken S. 206–214; Körbchenanhänger S. 217–230).

Zehn römische Münzen (S. 158–168), darunter drei Nemausus-Asse, sind für eine statistische Auswertung zu wenig, passen aber insgesamt in die augusteische Zeit und in militärischen Kontext. Ein Zusammenhang mit dem Alpenfeldzug 15 v. Chr. wäre möglich (S. 159, Tab. 27). Zanier hält sie für niedergelegte Weihegaben (S. 168).

Bemerkenswert häufig sind im Fundgut die Fibeln vertreten (S. 168–196). Allein am Döttenbichl, wo sie sich im Osten des Gesamtareals konzentrieren (S. 169, Abb. 77) sind es 32, die detailliert besprochen werden. Die Datierung der meisten Fibeln fällt in die vier Jahrzehnte um Christi Geburt (S. 170–171, Tab. 31). Dabei fällt auf, dass alle

Fibeln vom Döttenbichl – abgesehen von einem Stück – ebenfalls in das Jahr 15. v. Chr. datieren könnten, jedenfalls wenn man davon ausgeht, dass bei den acht Fibeln, bei denen das Jahr 10 v. Chr. als ältester Terminus ihres Datierungsintervalls angegeben ist, auch eine etwas weiter gefasste Datierung denkbar ist: eine Datierung auf fünf Jahre genau für eisenzeitliche Fibeln erscheint doch problematisch. Auffallend ist, dass etwa ein Drittel der Fibeln vom Döttenbichl sicher intentionell zerstört sind, bei den übrigen ist das immerhin möglich (S. 195). Zaniers Einschätzung, dass dies auf Handlungen im Rahmen eines Kultgeschehens deutet, ist plausibel (S. 195). Unter Bezug auf die Studie von H. Meller diskutiert Zanier die Möglichkeit, dass das eigentliche Opfer aus Kleidungsstücken mit intakten Fibeln bestand, die in einem geheiligten Bereich an Bäume gehängt wurden. Die Beschädigungen der Fibeln erfolgten erst später beim zyklischen Abräumen der Weihegaben. Erklärungsbedürftig bleiben dann aber die Brandspuren, die auch an einzelnen Fibeln beobachtet wurden. Ähnlich wie die Fibeln werden auch die übrigen Schmuck- und Trachbestandteile akribisch behandelt, insgesamt handelt es sich um einen relativ homogenen spätlatène- bzw. frühkaiserzeitlichen Fundkomplex. Weitere wichtige Fundgruppen sind die Messer (S. 239–242) sowie die Werkzeuge und Geräte (S. 251–263).

Der folgende Abschnitt ist den Waffen und militärischen Ausrüstungen gewidmet (S. 267–384). Bei den drei zum Döttenbichl-Komplex gehörenden augusteischen Dolchen handelt es sich um Deponierungen mit kultischem Hintergrund (S. 276). Nicht nachzuvollziehen ist, warum Zanier die religiös motivierte Niederlegung der beiden Dolche E2 und E3 einer einheimischen Bevölkerung zuordnet, die des Prunkdolche E1 aber „*einem aus Italien oder Gallien stammenden römischen Soldaten*“ (S. 277).

Von besonderem Interesse sind die 16 am Döttenbichl, Ambronenstein und der Kälberplatte gefundenen Lanzen- oder Speerspitzen, die von Zanier in die Typen A–G unterteilt werden, was bereits deren große Vielfalt signalisiert. ¹⁴C-Messungen von Hölzern aus den Tüllen führten zu keinen belastbaren Ergebnissen (S. 281–282). Zanier ordnet sie mehrheitlich der einheimischen Bevölkerung zu. Befundbeobachtungen sprechen dafür, dass die meisten von ihnen ungeschädigt niedergelegt wurden, sechs davon erstaunlicherweise paarweise. Es schließt sich ein umfangreiches Kapitel zu den Projektilspitzen an, die die größte Fundgruppe darstel-

len (S. 291–346). Hier ist Zanier ganz besonders in seinem fachlichen Element. Acht Tüllenpfeilspitzen mit zwei Widerhaken und 29 Exemplare mit nur einem Widerhaken (S. 291–298) sind Formen der Spätlatènezeit und der augusteischen Zeit und aus keltischem ebenso wie aus römischen Kontext bekannt, so dass die Zuweisung der Exemplare vom Döttenbichl zunächst offen bleibt (S. 298). Das gilt nicht für die 15 pyramidenförmigen Projektilspitzen mit Tülle. Bei diesen Spitzen wird seit langem kontrovers diskutiert, ob es sich um die Spitzen von mit Torsionsgeschützen abgeschossenen Pfeilen oder um die Spitzen von Wurfspeeren handelt, wobei aber der Zusammenhang mit dem römischen Heer unbestritten ist. Letztendlich entscheidet sich Zanier – und dem ist zuzustimmen – für eine Interpretation als Spitzen von augusteischen Katapultpfeilen (S. 304). Spektakulär sind vier pyramidiale Geschosspitzen mit Dorn, von denen drei eine identischen Stempel der im Jahr 9 n. Chr. vernichteten 19. Legion tragen (S. 304–315). Dabei handelt es sich um Unikate, weitere Katapultpfeilspitzen mit Legions-Stempelung sind nicht bekannt. Von der Form her handelt es sich um einen Typus, der auf die mittel- und spät- augusteische Zeit beschränkt ist. Akribisch weist Zanier nach, dass es sich um Projektile leichter Torsionsgeschütze oder armbrustähnlicher Handwaffen, sog. *manuballistae* handelt. Die mit Abstand größte Fundgruppe bilden mit insgesamt 439 Exemplaren die dreiflügeligen Pfeilspitzen mit Dorn und fast immer mit Widerhaken. Interessant ist die durch experimentelle Archäologie begleitete Differenzierungen in Pfeilspitzen, die durch den Aufprall beschädigt wurden und solchen, bei denen eine intentionelle Beschädigung vorliegt (S. 333–342). Beides lässt sich für den Döttenbichl belegen, wenn auch die meisten Pfeilspitzen typische Merkmale verschossener Projektile zeigen (S. 341). Auffallend ist, dass fast zwei Drittel der intentionell deformierten Pfeilspitzen eine intensive Brandpatina zeigen, was nach Zanier für ein großes Feuer im Rahmen von Opferhandlungen und kultischen Riten spricht (S. 342). Interessant sind seine Überlegungen zum Fundaufkommen und zum kalkulierbaren ursprünglichen Bestand in Relation zur möglichen Schussfrequenz (S. 344–346). Bei den intentionell deformierten Pfeilspitzen hält er es für möglich, dass es sich dabei um Projektile handelt, die während eines Gefechts Gegner der Römer getroffen, aber nicht getötet hatten und danach als Zeichen der Dankbarkeit geweiht wurden (S. 346).

Ein spannendes Thema sind die Schuhnägel, von denen Zanier 223 eindeutig in römischen Kontext nachweisen kann (S. 349–384). In der Regel gelingt dies anhand der erhabenen Noppen auf der Unterseite des Nagelkopfes. Davon ausgehend entwickelt er vier Typen (S. 355, Tab. 72), die in insgesamt 25 Varianten untergliedert werden. Ausgehend vom Durchmesser der Nagelköpfe zeichnen sich drei Größenklassen ab, die den Größenbereich zwischen 0,8 cm und 1,7 cm abdecken (s. S. 339, Tab. 74). Anhand der bei vielen Schuhnägeln vorhandenen Brandpatina kann Zanier rekonstruieren, dass vollständige, mit Nägeln beschlagene Schuhe einem Opferfeuer übergeben wurden. Später wurden die Nägel aus der Asche ausgelesen und am Döttenbichl deponiert. Hilfreich ist bei diesem spröden Thema der Überblick zum aktuellen Forschungsstand (S. 378–382), bei dem auch auf die Exemplare aus Hedemünden und Kalkriese eingegangen wird.

Im Folgenden und schon im 2. Band werden Nieten und Ziernägel (S. 385–390), Baunägel und Klammern etc. (S. 391–399) und nicht identifizierbare Fragmente (S. 399–404) behandelt, Objektgruppen, von denen ein Teil auch frühneuzeitlich oder neuzeitlich sein kann.

Dem anschließenden Keramikkapitel (S. 404–422) liegen gerade einmal 180 Scherben zugrunde, noch dazu überwiegend kleine und wenig charakteristische Fragmente. Überwiegend handelt es sich um eine einfach spätlatènezeitliche Keramik, es war aber auch möglich, einige Scherben römischer Waren zu identifizieren. Im Folgenden wird das keramische Fundmaterial mit dem der Brandopferplätze vom Osterstein bei Unterfinningen an der Donau, vom Egli bei Spiez CH, dem „Schnellecker Wänd“ bei Altessing, Kr. Kelheim, dem Raetia-Heiligtum von Este und St. Walburg im Ultental verglichen (S. 412–413). Charakteristisches Kennzeichen der Fundplätze Osterstein, Egli und Schnellecker Wänd ist das sehr hohe Fundaufkommen an Keramik, die zugleich extrem zerscherbt ist und offenbar nicht nur zerschlagen, sondern auch klein getreten wurde. Este und St. Walburg haben dagegen deutliche weniger Fundmaterial in wesentlich weniger stark zerscherbten Zustand geliefert. Der Döttenbichl würde statistisch vom Grad der Zerschabung den beiden letzteren entsprechen, bildet aber mit dem extrem niedrigen Fundaufkommen einen Sonderfall. Möglicherweise handelt es sich um Reste von Gefäßen, in denen Lebensmittel geopfert wurden.

Es schließt sich ein Kapitel zu den ca. 700 Glasperlen an, die in und im Umfeld von Schnitt 16 am Döttenbichl geborgen wurden (S. 422–448) und von denen die meisten Bandspuren zeigten (S. 434). Zusammen mit verbrannten Bronzeobjekten und kalzinierten Knochen gehörten sie zu einer frühkaiserzeitlichen Brandbestattung. Mit naturwissenschaftlichen Analysen gelingt der Nachweis, dass die Perlen aus einem Soda-Kalk-Rohglas hergestellt wurden, das aus dem östlichen Mittelmeergebiet stammt (S. 446–448).

Abschließend bespricht Zanier die spätmittelalterlichen bis neuzeitlichen Funde (früh- und hochmittelalterliche Funde fehlen erstaunlicherweise), die hier im Wesentlichen das bereits angesprochene „Hintergrundrauschen“ ausmachen. Methodisch ist sehr wichtig, dass Zanier auch diese dokumentiert und nicht einfach nur ausblendet, wie es bei vielen ähnlichen Fundstellen praktiziert wird (S. 452–469). Aufschlussreich ist dabei die Analyse der frühneuzeitlichen Schuhnägel, die an vielen archäologischen Fundplätzen der vergangenen Jahrzehnte beobachtet wurden und für nicht unerhebliche Verwirrungen gesorgt haben (S. 461–467). Zanier legt eine Typologie mit acht Grundformen vor, die zeigt, dass keine pauschalen Beurteilungen möglich sind und vielmehr alle Nägel freigelegt und restauriert werden müssen, was natürlich mit einem erheblichen Arbeits- und Kostenaufwand verbunden ist. Für die norddeutsche Perspektive wichtig ist, dass W. Zanier späteisenzeitliche / frühkaiserzeitliche genagelte Schuhe bei Kelten / Germanen ausschließt, so dass sich die in den letzten Jahren mehrfach aufgetretene Problematik einer Zuordnung derartiger Schuhnägel auf die beiden Alternativen römisch oder frühneuzeitlich eingrenzen lässt. Überspitzt erscheinen die Anmerkungen zu den Untersuchungen Erhard Cosacks an Barenburg und Amelungsburg: *„E. Cosacks Interpretationen der Metallfunde und deren Verteilung sind immer einseitig, oft überspitzt und in konkreten Situationsbeschreibungen sogar naiv.“* (S. 466, Anm. 1146). Wer E. Cosack und dessen Freude am Provozieren kennt, wird wohl den Begriff „naiv“ in dem Zusammenhang nicht verwenden.

Das Kapitel wird abgeschlossen durch eine ausführliche, nach den Fundarealen gegliederte Zusammenfassung (S. 469–495). Für den Döttenbichl als Hauptfundareal zeichnen sich zwei Schwerpunkte ab: Funde, die der indigenen Bevölkerung zugeordnet werden können wie Schmuck, Tracht-

bestandteile, Werkzeuge und Geräte sowie Lanzen, Lanzenschuhe, und römische Militaria: Münzen, Dolch(e), Geschosspitzen, dreiflügelige Pfeilspitzen, Helmbuschhalter und Schuhnägel. Letztere dominieren quantitativ mit etwa zwei Dritteln der Funde. Blendet man diese Objekte aus, ergibt sich das Bild des indigenen Opferplatzes. Ob sich die Zeitstellung der Fundobjekte immer so genau fassen lässt, wie es die Darstellung S.474–475, Abb.144, suggeriert, kann hinterfragt werden. Sicher ist aber, dass es Begehungen und Aktivitäten auf dem Döttenbichl nach 15 v. Chr. gibt, während die Hinweise dafür vor diesem „Stichdatum“ weniger eindeutig sind. Bei der Frage, ob die Projektile geschäftet oder ungeschäftet in den Boden gelangten, urteilt Zanier recht pauschal und berücksichtigt nicht die Schäftungsnägel: Sind diese vorhanden, war auch der Schaft zumindest abgebrochen in der Tülle zum Zeitpunkt der Niederlegung noch vorhanden. Ein Drittel der Bronzeobjekte zeigt Spuren sekundären Brands. Ebenso führt Zanier den außergewöhnlichen Erhaltungszustand der meisten Eisenobjekte auf intensive sekundäre Erhitzung zurück (S.482). Für die Analyse der räumlichen Verteilung des Fundareals wird dieses vielleicht etwas zu kleinräumig in die die Areale Westteil, Areal A-I sowie die fünf nach ihrer Höhe über NN benannten Kuppen untergliedert (S.484, Abb.145), was unübersichtlich ist und dazu führt, dass im Folgenden mit Begriffen wie „Ostteil“ operiert wird (S.485). Der sehr detaillierte und komprimierte auswertende Text wird durch Tabellen ergänzt, hier wären aber Diagramme vielleicht eine besser Wahl zur Veranschaulichung gewesen (Tab.129–131). Daran schließt sich die Zusammenfassung für die Fundplätze Ambronenstein und Kälberplatte an (S.490–495).

Das folgende Kapitel enthält die im Rahmen des Projektes durchgeführten naturwissenschaftlichen Untersuchungen (S.496–524). Ein Pollenprofil gibt einen Hinweis darauf ab, dass um das Jahr 15. v. Chr. im Bereich des Döttenbichl ein Brandereignis erfolgt ist (S.496). Um Christi Geburt war der Döttenbichl in jedem Fall weniger bewaldet als heute und besaß eine vergleichsweise felsige Oberfläche mit wenig Humus. Die ¹⁴C-Messungen belegen abgesehen von den sicher kontaminierten Werten aus den Lanzenespitzentüllen vor allem Brandereignisse kurz vor Christi Geburt, im Hochmittelalter und um 1500 n. Chr. (S.500, Tab.135, S.501 Abb.149). Von einem Teil des Fundmaterials liegen detaillierte Materialanalysen vor (S.503–518), deren archäolo-

gische Relevanz sich nicht immer sofort erschließt. Spannend wird es im folgenden Abschnitt „Brandpatina an Eisenfunden“ (S.518–520) und „Kampfwaffen mit Brandpatina: Waldbrand oder Opferfeuer“ (S.520–524). Denn natürlich stellt sich dem Leser spätestens hier die Frage, ob der im Fundmaterial sich nur schwach abzeichnende Brandopferplatz nicht vielleicht nur eine Fiktion ist und die an den Eisenfunden nachgewiesene Brandpatina nicht auch auf ein Brandereignis im Gefolge der zweiten am Döttenbichl nachweisbaren Komponente, der römischen Militäraktion 15 v. Chr., zurückzuführen ist. Zanier baute sein Argumentation auf die metallographische Untersuchung der Pfeilspitze E106 auf, die mindestens eine halbe Stunde auf ca. 900°C oder vier Stunden auf 725°C erhitzt wurde und danach relativ schnell abgekühlt ist (S.720). Die zweite untersuchte Pfeilspitze E100 lieferte dagegen keine Hinweise auf eine vergleichbar hohe Erhitzung. Daraus wird abgeleitet, dass Eisenobjekte mit sehr guter bis guter Erhaltung und Brandpatina sehr hohen oder hohen Temperaturen ausgesetzt gewesen sind. Im Folgenden wertet Zanier bei realen Waldbränden gemessene Temperaturen aus und kommt zu dem Ergebnis, dass Temperaturen bis zu 800°C in Einzelfällen möglich sind, aber in keinem Fall im Boden eingegrabene Objekte erreichen (S.523). Er räumt ein, dass ein Szenario denkbar wäre, wo die in einem Kampf verlorenen Objekte durch ein darauf folgende Brandereignis erfasst wurden. Im Weiteren weist er aber auf die intentionellen Zerstörungen einzelner Funde hin, die zwischen deren Verlust und dem Feuer erfolgt sein müssen und auf die Tatsache, dass Funde mit Brandpatina oft direkt neben solche ohne geborgen wurden. Nach Analyse der möglichen Ursachen für die Entstehung der Brandpatina an verschiedenen Objekten hält er es für am wahrscheinlichsten, dass dies auf die Einwirkung von Opferfeuern zurückzuführen ist (S.524), eine gut begründete Position, die aber nicht jeder teilen wird.

Der folgende Abschnitt ist der eisenzeitlichen Bevölkerung im oberen Ammertal gewidmet (S.525–534). Zanier zeigt, dass in der Spätlatènezeit nicht mit einer keltischen, sondern mit einer raetischen Bevölkerung zu rechnen ist, was auch die Funde vom Döttenbichl mit ihren klaren Bezügen zum oberen Inntal belegen. Schließlich referiert er kurz den Forschungsstand zum Alpenfeldzug 15 v. Chr. und zur Geschichte der 19. Legion (S.535–540). Dabei findet er selbst eine For-

mulierung, die vielleicht auch die archäologischen Befunde auf dem Döttenbichl beschreiben könnte: *„Kampfabteilungen aus Legionsdetachements und Hilfstruppen drangen rasch vor und haben die Täler systematisch durchkämmt. Wer sich nicht freiwillig ergab, bekam die Übermacht der römischen Kriegsmaschinerie zu spüren. Siedlungen wurden belagert, Fluchtburgen erstürmt, Widerstandsnester ausgehoben, Flüchtlinge verfolgt. Mit vielen kleinen Scharmützeln ist zu rechnen“* (S.536).

Es schließt sich an das abschließende Kapitel „Auswertung und Interpretation (S.541–571). Wegen der Deponierungen von Metallobjekten und den zahlreichen zu Schmuck und Tracht gehörenden Objekten sowie dem Werkzeug und Gerät geht Zanier von einem lokalen raetischen Opferplatz in Form eines Naturheiligtums ohne Kultbauten aus (S.541), der über einen Zeitraum von ca. 150 Jahren aufgesucht wurde. Dem stehen gegenüber die römischen Militaria, die offenbar im Zusammenhang mit den Ereignissen des Jahres 15 v. Chr. stehen. Noch einmal werden die beiden nach Zanier wahrscheinlichsten Interpretationen dargestellt (Geweihete Beutewaffen einer römischen Niederlage – Kampf im Heiligtum). Nach ausführlicher Diskussion hält Zanier entgegen den bisherigen Vorberichten die zweite Möglichkeit für die plausiblere und entwickelt das folgende Szenario: *„Einheimische Raeter ziehen sich vor der römischen Übermacht auf den am höchsten gelegenen Ostteil des Döttenbichl im Bereich der fünf Kuppen zurück und hoffen in ihrem Heiligtum auf die Hilfe der Götter. Viele stellen sich am Nordhang der Kuppe 880 auf, um den vom Gelände vorgegebenen Zugang in den heiligen Bereich zu versperren und gegebenenfalls zu verteidigen. Römische Bogenschützen besteigend den Döttenbichl von seiner gut zugänglichen Westseite und schießen vom Westteil auf die 50–60m entfernten Raeter ... Neben gezielten Einzelschüssen werden Salven von Pfeilen mit dreiflügeligen Eisenspitzen verschossen. Zum Spannen der Bögen suchen die Bogenschützen auf dem unebenen felsigen Boden einen festen Stand, wobei sich im Eifer des Gefechts Nägel aus ihren Schuhsohlen lösten und auch vereinzelt ganze Schuhe oder Ersatzschuhe verloren gehen. Die Raeter schießen Pfeile mit eisernen Tüllenspitzen und Widerhaken zurück. Auf seiner Ost- und Südostflanke fällt der Döttenbichl 20–25m steil ab und kann kaum oder nur mühsam kletternd bestiegen werden. Ein zusätzliches Annäherungshindernis bildet im Osten das unmittel-*

bar bis zum Fuß des Döttenbichl reichende Weidmoos. Deshalb stellt die römische Artillerie östlich, südöstlich und südlich des Döttenbichls Torsionsgeschütze auf, mit denen die von den Bogenschützen nicht erreichbaren Areale des Heiligtums ganz im Osten und Südosten auf eine Distanz von 100–150m beschossen werden. Außer auf Lafetten oder Karren montierte Katapulte, die Pfeile mit schweren Vierkantspitzen verschießen, kommen auch von einem Mann bediente Torsionsarmbrüste mit leichterer Munition zum Einsatz. Nach gut zwei Stunden ist der von Raetern besetzte Ostteil des Döttenbichls von allen Seite sturmreif geschossen. Nahkampfaffen werden nur ausnahmsweise benutzt. Am Ende sind die Belagerten zur Aufgabe gezwungen und die siegreichen Römer behaupten den umkämpften Döttenbichl. Die meisten Verwundeten und Getöteten sind unter den raetischen Kämpfern zu beklagen. ... Unmittelbar nach dem Gefecht dankten die römischen Soldaten ihren Göttern für den errungenen Sieg und suchten das Kampfgebiet nach wieder verwendbaren Waffen ab. Wohl frühestens drei Tage nach der Auseinandersetzung konnten die einheimischen Raeter beginnen, sich um ihre Toten zu kümmern und das Kampfgebiet aufzuräumen. Dabei sammelten sie viele der von den Römern übersehenen oder liegengelassenen Ausrüstungsteile ein ... Von den gefundenen römischen, aber auch von den eigenen Fernwaffen wurden zunächst die Holzschäfte entfernt und dann in einigen Fällen die Eisenspitzen absichtlich stark verbogen, also unbrauchbar gemacht. In der Nähe der Hauptfundstelle errichtete man Holzstöße für ein Feuer, dem die Eisenspitzen der aufgesammelten Fernwaffen sowie zurückgebliebene römische Schuhe übergeben wurden ... Um nach dem Erlöschen der Flammen schnell an die verbrannte Eisenobjekte zu gelangen, wurde die Glut entweder mit einer Flüssigkeit übergossen oder die einzelnen Gegenstände wurde mit Stöcken aus der Glut entfernt. Anschließend verteilte man die verbrannten Objekte in einem geringen Umkreis der jeweiligen Feuerstellen. Sie wurden überwiegend einzeln in den Boden gesteckt, manchmal eingegraben oder mit einem Stein abgedeckt, es konnten auch mehrere Stücke zusammen niedergelegt werden. Jedenfalls wurden die meisten Fernwaffen und Schuhnägel nicht weit verschleppt, sondern blieben in der Nähe ihrer Auffindung ...“ (S.555–556). Das ist eine bemerkenswerte ereignisgeschichtliche Rekonstruktion dieses spektakulären Fundplatzes.

Auch wenn Rez. oder Leser einzelne Facetten so vielleicht nicht teilen mögen, ist das von Zanier entwickelte Modell in sich stimmig, es ist plausibel und wird als methodisch vorbildliche Fallstudie nachhaltige Folgen für die Archäologie zeitigen. Denn das Denken vom bisher noch Nichtgedachten und das Erschließen ganz neuer Interpretationsebenen ist doch das, was den tieferen Reiz unseres Faches ausmacht.

An den auswertenden Teil schließt sich Band 3 an, der zunächst eine beeindruckenden Vielfalt von Begleituntersuchungen, vorwiegend aus dem Bereich der Naturwissenschaften enthält, aber auch eine Vermessungs- und Kartengeschichte der oberen Ammertals oder einen Beitrag zu den rätischen Inschriften bei Unterammergau, den einzigen aus Bayern bekannten (S. 669–827). Schließlich folgt der sehr detaillierte und umfangreiche Fundkatalog, der akribisch alle zu den Fundobjekten verfügbaren Daten beinhaltet (S. 831–1076). Das gesamte Fundmaterial wird schlussendlich auf den Tafeln 1–105 zeichnerisch oder fotografisch, manchmal auch in kombinierter Darstellungsweise wiedergegeben, so dass auch für den ambitionierten Leser keine Wünsche offenbleiben.

W. Zanier kann man zu seiner detaillierten und in jeder Hinsicht beeindruckenden Studie nur gratulieren. Hier werden Maßstäbe gesetzt und die Messlatte für ähnliche nachfolgende Untersuchungen liegt jetzt extrem hoch! Das gilt auch für die Bebilderung und sonstige Ausstattung der Bände: Autor und Herausgebern ist größter Respekt zu zollen. Am Ende soll aber auch ein kritischer Aspekt nicht unerwähnt bleiben: Am Schluss des auswertenden Teiles (Band 1 und 2) ist der Leser nicht nur auf Seite 570 angekommen, sondern auch bei Fußnote 1478. Das korrespondiert mit einem Literaturverzeichnis, dass auf 53 Seiten hochgerechnet 1100 Titel nennt. Darin spiegelt sich die enorme Belesenheit des Autors, aber ein wenig auch die Tendenz der Studie, inhaltliche Nebenstränge detailliert zu verfolgen, ohne dass dies für das eigentliche Thema von besonderem Nutzen wäre. Da es ohnehin nicht möglich ist, alle Themen, die in einem solch komplexen Zusammenhang angesprochen sind, erschöpfend zu behandeln, ist die Beschränkung auf das Essentielle manchmal der bessere Weg, um die Kernaussagen stringent zum Tragen zu bringen. Dass soll aber nicht den Gesamteindruck mindern, denn der ist eindeutig: Hier ist Werner Zanier der ganz große Wurf gelungen!

ANSCHRIFT DES REZENSENTEN

Michael Geschwinde

Monika E. Müller / Jens Reiche (Hrsg.)

Zentrum oder Peripherie? Kulturtransfer in Hildesheim und im Raum Niedersachsen (12.–15. Jh.).

Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 32

Wiesbaden, Harrassowitz Verlag, 2017

544 S., 108 s/w-Abbildungen und Tabellen, 15 Farbtafeln
ISBN 978-3-447-10716-7

Überblickt man die kunstgeschichtliche und mediävistische Literatur, so wird schnell deutlich, dass seit etwa 20 Jahren die Untersuchungen zu Hildesheim einen besonderen Schwerpunkt erkennen lassen: Im Mittelpunkt stehen die städtische Elite und ihre politischen Netzwerke, die Architektur der großen, im 10./frühen 11. Jahrhundert errichteten Kirchen und vor allem die kunsthandwerkliche Produktion der Bronzegießer und Skriptorien. Man könnte die Publikation der langjährigen Grabungen im Dom (2017) und den beinahe gleichzeitigen Abschluss des Verbundprojekts „Innovation und Tradition. Objekte und Eliten in Hildesheim, 1130–1250“ (vgl. <http://objekte-und-eliten.de>; 17. September 2018) als eine Art Gipfelpunkt dieser Forschungen verstehen.

Zweifelsohne war Hildesheim im Mittelalter einer der wichtigsten Bischofssitze in Norddeutschland, besaß über zehn Klöster bzw. Stifte und zu den Schülern seiner Domschule zählen so bedeutende Persönlichkeiten wie Bischof Bernward, Kaiser Heinrich II. oder Rainald von Dassel. Die Lage an den zwei Nord-Süd- bzw. West-Ost-verlaufenden, überregional bedeutenden Handelsstraßen und die Nähe zum Harz mit seinen reichen Erzvorkommen